



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Geschichtliche Rückblicke.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040

die Brunnen mit Tannenkränzen, Blumen, Maien (jungen Birken) und bunten Bändern. Bezeichnend ist, daß die dunklen Pässe und Thalschluchten um Steben, Weißenstadt, Kaiserhammer, „Hölln“ heißen — d. h. wohl als Zugänge zur Hel, denn von der christlichen Hölle werden die Zeitgenossen jenes Bischofs Venantius Fortunatus, der um 568 unter den Franken lebte und noch deren *barbara runa* oder Mysterien kannte, noch nichts gewußt haben, um jene Schluchten danach zu benennen.

Auf dem Waldsteine, oder dessen „Schüssel“, und auf dem Rußhart, wo man noch die eingehauene Opferschale sieht, und auf dem Köslar, gegenüber dem Bernecker Schlosse, brachten ehemals die Heiden ihren Göttern Opfer.

Dies deutet man als einen Rest des slavischen Kultus. Den Ortsnamen Köslar oder Köstler leitet man ab vom slavischen Kostel oder Tempel. Das benachbarte Rimlas soll „Donnerwald“ (*h'rimi* und *las*) bedeuten. Da hätten wohl Slaven den germanischen Donar verehrt und slavisiert? Auch der Dschaberg und der Dschenkopf selber erinnern angeblich an den slavischen Donnergott *Dž* oder *Dsch*, vielleicht auch nur an „ossag“, d. h. steil.

Man sieht, wer Frankenwald und Fichtelgebirge durchwandert, stolpert nicht nur über die Trümmer von dreißig Felsarten, sondern auch auf Schritt und Tritt über die Trümmer der untergegangenen altdeutschen Welt.

Geschichtliche Rückblicke. Wie ist es wohl gekommen, daß heute in und am Fichtelgebirge eine so ausgeprägte Verschiedenheit der Dialekte, der Physiognomien, der Denkweise und sogar der Beschäftigungsarten, man darf wohl sagen: im engsten Raume nebeneinander beobachtet wird? Man sagt wohl mit Recht, die Bodenverhältnisse, die Geschichte, die Religion haben das hervorgebracht. Und bereits im zweiten Teile dieses Werkes (S. 191—206) sind diese Verhältnisse für ganz Franken, für das ganze Maingebiet in ganz zutreffender Weise auseinandergesetzt.

Speziell für das Fichtelgebirge und den Frankenwald sei aber noch einiges nachzuholen hier verstattet. „In der Mitte des deutschen Landes, ja fast Europas gelegen“, erhebt sich von Südwest bis Südost hinüber, vom Tiefland umsäumt, das Fichtelgebirge: ein Granitkern, umschlungen von einer wahren Musterkarte jüngerer Gesteine. Von zwei sich rechtwinkelig schneidenden Erhebungssystemen — nämlich dem vom Brocken bis nach Passau ziehenden eigentlichen hercynischen und dem von Kronach bis Schlesien reichenden sudetischen — nach Kreuz und quer gefaltet und zerschnitten, ist es auch die Wiege und Wasserscheide von vier Strömen: Main, Eger, Rab und Saale, die nach West und Süd, nach Nord und Ost hinaus, durch Franken, Pfalz, Böhmen und Sachsen eilig weiter rauschen, größeren Brüdern zu und mit diesen vereint: „hin zum Vater Ozean“.

Zugleich die Wiege des deutschen Bergbaues und zugleich eine vielbegehrte Völkerscheide, an welcher im Kampfe ums Dasein Reste aller hin- und herwogenden Völker kleben blieben mit Merkmalen, welche ein Jahrtausend trotz seiner nivellierenden Kultur noch nicht ganz verwischen konnte — so ist das Fichtelgebirge viel weniger durch Höhe oder Umfang (nur 47—50 □ Meilen) als durch seine Lage für Deutschland von Bedeutung geworden, und so kam es auch zu einem unvordenklichen, etwas mythischen Nimbus: „ein Glanz aus alten Tagen erleuchtet ihm die Nacht.“

Heute freilich ist es hier gar still und friedlich; die malerischen Felsgebilde, die tiefen, quellenfeuchten Schluchten, vom würzigen Hochwald überschattet, ziehen aus der Fremde mehr die forschenden Geister und die sinnigen Gemüter an; über die taufrischen „Lohen“ von Weißenstadt und Wunsiedel stürmen statt mordlustiger Sorben, Hussiten und Schweden willkommener Sommerfrischgäste; am Main, an der Selbitz und Ölschnitz trinkt kein Barbarenfürst mehr aus Feindeschädeln Met, sondern holde Damen nippen hochfeines „Braunes“ zu den letzten Forellen. In jeder Hinsicht anders erscheint das freundliche Bild der Gegenwart gegenüber den wilden und kriegerischen Ereignissen, die sich auf diesem Gebiete vor Jahrhunderten abspielten, und gerade um die alten Steinfluppen des Fichtelgebirges brandeten so oft mit blutigem Schaume die Sturmestwogen der Geschichte.

Denn so verschrien auch dieses Stück des Hercynischen Waldes war — „terra horrida paludibus foeda“, d. h. ein „schreckliches, von Sümpfen starrendes Land“, hieß es bei den Römern — so lockte doch schon damals viele kriegerische Fürsten und Helden, wohl mehr noch als das reichlich vorhandene Erz, jenes System von kreuz und quer gangbaren Bergpässen, über die man ebenso bequem in besseres Land einbrechen, als sicher vorm Feinde wieder in natürliche Festen entinnen konnte. Immer blieb das Fichtelgebirge hochgeschätzt von Freund und Feind, von Armins und Marbods bis zu Karls des Großen und Ziskas Tagen, von Albrecht Alkibiades, dem heimischen, bis zu Napoleon, dem fremden Raubfürsten.

Welche Blutbäche sind hier geflossen, bis diese Berge vom Kornberg bis zum Ochsenkopf und Sophienberg nicht nur die Wässer, sondern auch die Menschen, die Sprach- und Glaubensweise so schieden, wie sie heute erscheinen!

Aber auch schon dem mittelalterlichen Handel mit Salz, Erz und Getreide mochten die vier Ströme und die Pässe als Wegweiser gedient haben. Wer sie gewann, gewann auch an Sicherheit und Macht. Da drängte Volk auf Volk hinein, wenn auch kein Lied mehr die Schlachten und Helden nennt. Nur in einigen großen Strichen sei die Landesgeschichte berührt; es ist aber ein etwas verworrenes Geschichtsbild, da in den übrigen deutschen Gauen wohl nirgends die Bevölkerung so bunt zusammengestoppelt ist, wie die oberfränkische. Wenn Cäsar und Tacitus glaubhaften Traditionen folgten — und sie scheinen nüchterner im Glauben zu sein als Plinius und Herodot, die heutigen Tages wieder so sehr zu Ehren kommen — so wohnten auch hier in Oberfranken zuerst die unvermeidlichen Kelten, welche dem „Main“ als dem „Schlangensflusse“ seinen bleibenden Namen seiner gewaltigen Windungen halber erteilten. Die Kelten sollen von hier durch die helvetischen Stämme (die Urväter der heutigen Schweizer) und diese wieder durch die Sueven hinausgeworfen worden sein, so daß also eigentlich schon vor Christi Geburt mit noch mehr Recht als in unsern Tagen von einer „Fränkischen Schweiz“ zu reden gewesen wäre.

Lichter wird es, als die Römer an die Eroberung des südwestlichen Deutschland gingen. Daß sie selber nie ins Fichtelgebirge und den Frankenswald kamen, steht fest. Aber auch darüber, daß zur Zeit des Kaisers Augustus, als im Orient der Stifter einer neuen Religion geboren wurde, im Frankenswald und Fichtelgebirge die Hermunduren, die Bluts- oder Adoptiveltern der Thüringer, saßen, sind unter den römischen Geographen und Geschichtsschreibern

— andre Quellen gibt es ja nicht — wenigstens Strabo, Dio Cassius und Tacitus in seltener Übereinstimmung. Später, nach Armins und Marbods Tode, schlugen die Hermunduren (im Jahre 59 n. Chr.) sich mit den Ratten (den späteren Hessen) um die Kissingener Salinen herum. Noch später drängen sich von Nordosten her suevische (schwäbische) Stämme übers Fichtelgebirge nach Südwest durch, die mit den Hermunduren in einem Bunde, dem Alemannischen, Rettung gegen die gleichfalls von Nordosten her nachrückenden Burgunder suchen; möglich, daß in jenen Tagen ein Teil der Hermunduren selber aus Oberfranken nach Westen und Süden hinausgetrieben wurde.

Tacitus erwähnt ferner in seiner Germania, daß südöstlich an die Hermunduren die Narister stießen, welche das Wunsiedler Land und die anstoßende Oberpfalz innehatten. Und hier — in den scharf abgeschlossenen Kessel- und Thallandschaften zwischen dem Fichtelgebirge, Jura und dem bayerischen Walde bis zur Donau hinab — lag nun ein Stauungspunkt für die Wogen der Völker, welche endlich, einmal in besseren Wohnsitzen sesshaft, reich und nach Römer- und Griechenart kulturfähig zu werden trachteten.

Gleichviel, wer alles im 4. und 5. Jahrhundert das Naristerland überschwemmte — genannt werden Quaden, Goten, Thüringer, Bajuwaren, Slaven und Franken — gewiß hat jede dieser Völkerwellen einen Niederschlag, d. h. einen Rest von neuen Ansiedlern, hier hinterlassen: gerade hier im Wunsiedlerland und in der Oberpfalz trägt deshalb das Volk (wie Fentsch sich ausdrückt) „das Mischlingsgepräge noch heutzutage am unverkennbarsten an der Stirn.“

Anderß in der Zentralgruppe und im bayrischen Vogtlande. „Hier ist im 5. Jahrhundert festes Thüringer Reich. Es reichte über das Fichtelgebirge hinaus bis an den fränkischen Landrücken.“ Man weiß, daß diese Thüringer, die Nachfolger der burgundischen Herrlichkeit, sogar die Römerfeste in Passau herannten. Naß und Regen sind beim „Geographen von Ravenna“ thüringische Flüsse, und Venantius Fortunatus berichtet ähnliches. Eine Reihe von einzelnen Zügen gemahnt im Fichtelgebirge und Vogtlande (wie unser Fentsch findet) noch jetzt an die thüringische Verwandtschaft: „Viele Lokalbezeichnungen der Gruppe finden sich am Harze wieder (Frankenberg, Schneeberg, Lichtenberg, Langenau); bei Warmensteinach unterm Ochsenkopf ist eine Kuppe, welche den Namen „Thüringer Berg“ führt; an den Harz erinnert manches in Sitte und Gebrauch des Fichtelbergers, und das Idiom vom Vogtlande südwestlich herab (bis in die mittelfränkische Keuperebene) klingt unverkennbar näher an den thüringischen als den ostfränkischen Dialekt. Die entschiedenste Dialektgrenze aber, nahezu ohne allen Übergang, trennt das Vogtland vom Sechsamterbezirke und liefert den Beweis uralter Stammesverschiedenheit.“ Der Lauensteiner, nördlich vom Kennsteig, spricht und denkt noch heute anders wie sein Nachbar in Buchberg und Steinbach, ein Stündchen südlich vom Kennsteig; ja noch mehr: der Steinbacher spricht das rauhe Bamberger Fränkische, aber eine Stunde weiter östlich sein Nachbar in der Langenau hat wieder die weichere singende thüringische Mundart; und wenn da z. B. der Bauer vom Dorfe Grund in den hart anstoßenden Markt Nordhalben geht, so sagt er gar: „ich muß 'nüber nach — Franken.“

Doch sehen wir zurück zum alten Thüringer Reiche. Diesem rückten gar bald schlimme Feinde auf den Hals: von Westen her die Franken Chlodwigs

und der Merovinger; von Nordost her, zuerst als Bundesgenossen der Franken — seit dem 5. und 6. Jahrhundert, zunächst von der Oberelbe, indirekt aber von den Karpathen her — die slavischen Stämme der Sorben und Wenden (Sorabi, Veneti und Parathani). Während die Thüringer mit den Frankenkönigen vergeblich um ihre Selbständigkeit rangen, fielen ihnen über die Eger- und Nabpässe, in das Fichtelgebirge und um dieses südlich herum sich drängend, die Sorben in den Rücken. Weniger im eigentlichen höheren rauheren Fichtelgebirge, wo sich die Thüringer doch leichter behaupten konnten, als in den anstoßenden Terrassen: oder im Frankenwald, im oberpfälzer und baireuther „Unterlande“, bis zur Wörnitz, Regnitz und Misch hinaus, stoßen wir auf die eigentümlich oval, halbkreis- oder kreisförmig angelegten Dörfer, wie Förttschendorf u. s. w.; dann auf jene Ortsnamen, welche auf „-itz“ und auf „-gast“ ausklingen oder welche mit „chulm“ und „ost“ oder „osch“, mit „del“, „gör“, „les“ oder „las“, mit „kem“ oder „treb“ als einer Stammsilbe zusammengesetzt sind, und welche heute noch als unabweißbare Zeugen der slavischen Ansiedelung dastehen. Der Deutsche nennt seine Ansiedelung gern nach seinem Namen (Arbing „bei den Aribos“, Gozzing oder schwäbisch: Gundelfingen u. s. w.), oder auch nach seiner Arbeit beim Ansiedeln (Baireuth oder Baier-Reuth [Ausrodung], Mönchsrot, Stockenrot, Pleosen = Blähosen — bei dem man Eisenerze röstete — Sommershau u. s. w.); oder er nennt selbe nach dem Hause (Steinhaus, Neuhaus, Neuhausen, Steingaden, Sandhäuser, Lachenhäuser); öfters auch nach der Tierwelt, den Bewässerungs- und Vegetationsformen der Siedlungsstelle (Eulenlohe, Bärenfink, Auerbach, Ellbach, Steinwald, Haag, Steinsach, Lindenhard, Schnabelweid, Waldstein, Ritzbühl, Hochsilzen, Zeilmos, Langenau, Breitengrün), oder auch er komponiert Örtlichkeit und Namen (Bettelmansgrün, Gottmannsgrün, Epprechtstein, Eckersdorf, Boitsumra = Boitsommerau). Dagegen der Slave nimmt gern Flächenart, Höhe und Tiefe, nimmt Farben, Licht und Schatten zu seinen Namen: Tschirn ist dasselbe wie czerny, herciny, czorny oder schwarz; Görä und Gera kommen von gerawa = aufwärts, Döhla von delaw = abwärts oder dem verwandten dolina = Thal, chulm und gora (= steiler Hochpunkt) in Chulmah oder Kulmbach, in Culmiz, Kaurndorf; kem und treb = steinig in Kemlas und Trebgast: „und selbst“ — schreibt Hartwig Peetz sehr zutreffend — „selbst die späteren antinationalen Ansiedelungen des Deutschen unter den Wenden (am limes Sorabicus unsres Fichtelgebirges u. s. w.) finden wir noch mit dem bezeichnenden slavischen Namen, z. B. Nemtschka (= Deutschenau), Nemtschenreut. Letzteres Wort zeigt auch, daß manche Namen von Örtlichkeiten aus deutsch und slavisch gerade so sich zusammensetzen, wie in Kärnten und Syrien und sonst im östlichen Deutschland. Von Keltennamen kann wohl nur blutwenig übrig geblieben sein. Zwar deutet unser größter deutscher Keltolog Dr. Kaspar Zeuß, welcher am 22. Juli 1806 in Vogtendorf bei Kronach geboren ist (gestorben 10. Nov. 1856), sowie ein anderer trefflicher Mitarbeiter im prähistorischen Oberfranken, Herr Pfarrer Engelhard, manches mit Glück nach keltischen Wurzeln. Doch ist ihnen entgegenzuhalten, daß wenigstens die Ortsnamen sicher nicht in der Nomadenzeit, sondern erst in der Zeit der Sesshaftmachung auftauchen konnten! Wenn man z. B. die so sehr zahlreichen Endsilben von Dörfern im Frankenwald auf „-grün“ im keltischen Sinne mit „-hügel“ deuten will,

so steht dem außer dem Gesagten auch das entgegen, daß auch ihre Vorfürben fast alle gute deutsche Namen sind. Wahrscheinlicher sind jene Orte ursprünglich einfach lauter ackerbautreibende Militärkolonien der fränkischen Eroberer im sorbischen Lande aus dem 9. und 10. Jahrhundert gewesen. Daß nun gerade hier, wo nach den längst verschollenen, vielleicht einmal im Urwald ansässig gewesenem Kelten sicher erst deutsche Nomaden, dann die slavischen Kulturbringer und endlich wieder deutsche Heerschaaren als schonungslose Eroberer gehaust, zerstört und neu geschaffen hatten — daß hier die letzten christlichen Eroberer bei ihrer Militäreinrichtung im Slavenlande auf jedem Hügel über keltische Nomenklatur gestolpert seien, das anzunehmen, scheint doch gewagt. Vorzugsweise waren es Deutsche und Slaven, die in Oberfranken sesshaft geworden.

„Annehmbarer Weise“ — schreibt Fentsch, einer der besten Kenner dieser Verhältnisse in Bayern — „gewannen die Wenden nicht so fast auf dem Wege der Eroberung als der Kolonisierung Raum, und trotz manches unglücklichen Kampfes setzten sie im 7. Jahrhundert in ganz Oberfranken. Ihr Verständnis im Ackerbau und in der Gewinnung des Erzes festete ihre Sesshaftigkeit neben den alten Landbewohnern und verschaffte ihnen teilweise das Übergewicht über diese. Es bildete sich eine Mischung wendisch-germanischen Blutes, die aus natürlichen Gründen im Naristerlande eine andre Färbung erhalten mußte, als nördlich und westlich des (zentralen) Fichtelgebirges im Lande der Thüringer — d. h. eine andre Färbung im Wunsiedler als im Vogtlande oder Frankenwalde.“

Daß diese Leute wendischen Blutes die ersten Bienenzüchter und Flachsbauer im heutigen Bayern und die ersten Bergleute im heutigen Deutschland gewesen, steht fest. Zeideln ist ein slavisches Wort mit deutscher Endung. Sie brauchten zu ihrer Kultur auch bessere Wege; sie wohnten, unähnlich den Germanen, lieber in geschlossenen Dörfern und Städtchen, die in Franken wohl alle viel älter sind als die Gründungen Kaiser Heinrichs des Voglers. Von ihrem Bergbau im Fichtelgebirge bringt wenigstens für die Zeit von 843—876 der Mönch Otto von Weizenburg urkundliche Nachweise. Von ihrem Wirken für die Wohnbarmachung Oberfrankens ist auch der Kulturhistoriker Hartwig Beeß aus Baireuth so entzückt, daß er im Jahre 1864 in der „Bavaria“ mit rosigiger Weltanschauung von diesen „Moin- und Madanz-Windi“ erklärt: „sie eröffneten der Kultur rosige Pforten.“ Diese slavischen Eroberer verloren hier ihre Sprache so rasch, wie die deutschen Langobarden die ihrige in Oberitalien; jene einfachen Sorben oder Wenden konnten eben noch nicht das „nirdeutsch“ ihrer böhmischen Vettern von heute. Wo sich die Wenden in Oberfranken reiner erhalten haben, findet sich auch ein schlankerer, brünetter Menschenschlag mit kleinen, tiefer liegenden Augen und schwarzem Haar, und bei den Frauen, die meist hoch und üppig gewachsen sind, mit gar breiten Becken und kleinen Füßen. Das ist auffallend, daß auch im Hummelgau dort herzlich wenig von der Slavenabstammung erkenntlich ist, obgleich Fentsch und Sepp in diesen breiten stämmigen Bauern und rosigen blonden Bäuerinnen das wendische Blut sogar extra stark fließen lassen. Aber darin hat Fentsch vollkommen recht, daß er sagt: „wo im Frankenwald der slavische Typus am kennbarsten austritt, sind die Mädchen durchschnittlich am üppigsten und schönsten.“ — Obwohl die Wenden sich gegen die immer kräftiger auftretenden Franken auch wieder mit den Thüringern verbanden, zertrümmerte schließlich doch Karl der Große in drei Feldzügen nach der thüringer

auch die slavische Herrlichkeit in Oberfranken (805). Seine Franken besetzten nach Römerart mit Militärkolonien das gewonnene Land: Ostfranken entsteht, in seinen Gauen oder Grafschaften herrschen fränkische Vasallen, die Karls Nachfolgern dienstbar sind und in die grünen Ausläufer des tannendunklen Frankenwaldes steinerne Zwingburgen bauen.

Im 8. und 9. Jahrhundert war im südöstlichen Fichtelgebirge der letzte Markgräve im Nordgauer, oder sagen wir verständlicher: im Altbayern aufgegangen; dagegen war im westlichen Teile, im Frankenwalde und seinem Unterlande, der alte heidnische Hermundure oder Thüringer zum gut christlichen Ostfranken geworden, der alsbald auch Bistümer besaß, Klöster und schöne Kirchen dazu, und welchem nunmehr der heidnische Wende doppelt unbequem im Nacken saß. So begann alsbald die Bezwingung und Bekehrung dieser Wenden- oder Sorbenstämme. Bald auch sind die Verehrer des Tschernobog und Swantewit, des schwarzen und weißen Gottes, ins Christentum — willig oder mit Gewalt — hinübergegangen. Ein slavisch-germanischer Gau steht da, der Ratanz-, Radenz- oder Rednitzgau, der zwischen den Franken und Bayern liegt, zu dem der Frankenwald und das Fichtelgebirge bis zum Limes Sorabicus oder bis zu einer Linie von Selb nach Weissenstadt, Stadtsteinach und Kulmbach und zu den Rotmain- und Pegnitzquellen, also das ganze Vogtland und ein Stück Baireutherland bis in den Jura hinein gehören; es waren die beiden Kornberge und Waldstein, Schneeberg und Königsheide, welche die Ostfranken und christianisierten Slaven vom Stamme der Bajuwaren oder Altbayern auseinander hielten. Auch heute noch existiert im Wesen und Dialekt der Leute der Unterschied, denn, wie Fentsch die Sache ausdrückt: „seit dem 9. Jahrhundert beeinflusste ostfränkisches Volkstum die thüringisch-wendische Bevölkerung im oberfränkischen Jura, an Regnitz und Main, im Baireuther Unterlande und im Vogtlandsbezirke, während im südöstlichen Fichtelgebirgsverbande die Kultureinflüsse von Mittag, also von den Altbayern, sich geltend machten.“ Die Ostfranken brachten als Getränk den Wein, die Bayern das Bier mit. Die Stammesverschiedenheiten in Dialekt, in Brauch und Sitte vertieften sich noch, seit nach der Reformation auch die konfessionelle Scheidung dazutrat. Vorgebaut war aber schon durch deren politische Vorgeschichte. Bei Vollendung der karolingischen Eroberung gehörte der ganze Frankenwald und ein gut Stück Fichtelgebirge zum Radenzgau, das Wunsiedlerland teils zum Eger-, teils zum Nordgau, und das obere Saalgebiet oder Höfer Land zum Sorbischen Gau. Kaiser Heinrich II. gründete, teils aus Vorliebe für die Alerisei, teils als Gegengewicht gegen die ungefügen weltlichen Vasallen, im Jahre 1007 das Bistum Bamberg, das er reich ausstattete, unter anderm mit dem heutigen Frankenwald und dem oberfränkischen Jura. Nordöstlich von diesem neuen geistlichen Staate lösten sich alsbald die Gauen in eine Menge von 20—30 reichsunmittelbare Grafschaften auf, die sich wieder in viele neue Linien zersplitterten, und aus deren Chaos dann der allerrauhesten und raublustigsten Adel des damaligen Reiches hervorging, als deren schlimmster Typus die Sparnecker, die Herren der romantischen Räuberfelsburgen auf dem Epprecht- und Waldstein, noch heutigestags berüchtigt sind; mit ihnen die Dynasten von Holnstein am oberen Püttlachthale, deren einer manchem der geplünderten Nürnberger Kaufleuten auch noch die linke Hand abhieb. Aus

diesen Dynastien krystallisierten im 12.^o und 13. Jahrhundert bessere, festere Kerne heraus: die kaiserlichen Vogteien in der alten Sorbenmark, die terra advocatorum imperii oder (aus ad-vocatorum ward eben Vogt oder Voigt) das Vogtland mit (Regniß-) Hof als Metropole: damals curia Rekkenza geheißten, wozu auch Rehau, Naila, Helmbrecht und Müschberg gehörten, auch Schauenstein, Bernstein und Lichtenberg, die schmucken Burgen, von deren letztgenannter der Wanderer noch heutigestags über sieben blühende deutsche Vaterländer (die kleinern nennt man im Scherz wohl auch Raubstaaten) hinzuschauen vermag. — Weiter nach Osten und Süden bildeten sich aus der Reichsdomäne des Eggerlandes oder des alten Eggergaues die sogenannten Sechssämer (Selb, Thiersheim, Thierstein, Wunsiedel, Kirchenlamitz und Marktleuthen), deren Perle das liebliche Wunsiedel ist. — Aus dem Nordgau und einem Teil des Radenzgaues aber erwuchs die Herrschaft der Grafen von Andechs und Meran, welche sich von den Bamberger Bischöfen zeitig losrissen und unter Otto II. ihren Sitz auf der weinumrankten Feste Blaffenberg gründeten (1229), deren 10 Fuß dicke Mauern und 684 Fuß tiefer Radbrunnen einen stolzen Beweis für die Baukunst unsrer Altvordern lieferten. Auf dem Fuße des „nassen Berges“ (Blasenberg, vom slavischen Blázin, nasser Berg), im Schutze der gewaltigsten Feste des ganzen Frankenlandes, erwuchs Chulmna (= Bergwässer), das heutige Kulmbach, dessen Nebenblut (wie das nahe Trebgaster) damals soviel galt, wie heute fein welteroberndes Bier, das bis Australien versandt wird.

Zu dem Besitze der Meraner, die auch Herzöge von Dalmatien hießen (ein Titel ohne Mittel), gehörte außer einem ziemlichen Stücke vom oberfränkischen Jura bald auch das Bergland von Marktschorgast und Berneck, sowie die Herrschaft Baireuth (Baierute, zuerst 1194 erwähnt), welche, während Kulmbach vorerst noch an einen aus Thüringen stammenden Schwiegersohn des Meraners Otto II., an den Grafen Orlamünde (1248) fiel, im gleichen Jahre an dessen reichen rührigen Schwager Friedrich den Hohenzoller, den Burggrafen von Nürnberg, überging. Doch schon 1336 fiel auch Kulmbach und der ganze Rest des Orlamündischen Besitzes, dessen Herren, die Orlamünde, leider an förmlichem Stiftungs- und Schenkungsfieber zu gunsten der Klöster litten, wieder an die Zollerischen Burggrafen, speziell an Johann II. zurück. Und diese Fürsten sind es nun, welche mit Kauf und Kampf, begabt mit ebenso großer Klugheit wie Eroberungsfähigkeit, zugleich gute Sparer und entschlossene Soldaten, Stück um Stück alle andern reichsunmittelbaren Dynasten, an die vierzig, verschluckten, indem sie erst die Sechssämer (seit 1281), dann Stücke vom Jura, vom Nordgau Creußen und Rauhenkulm, und auch das Vogtland (seit 1318) an sich brachten, und welche so die kernfränkische, über ein volles halbes Jahrtausend Bestand habende Markgrafschaft Kulmbach-Baireuth-Ansbach gegründet haben. So gaben sie in jener mit Recht verrufenen Zeit schon, als echte Hohenzollern, ein glänzendes Beispiel und Vorbild im kleinen für das, was in unsern Tagen, gegenüber der traurigen Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes, wiederum ihr Fleisch und Blut, die preußischen Hohenzollern, dieses uralte schwäbisch-fränkische Geschlecht, mit Klugheit und Entschlossenheit, mit Berufstreue und Tapferkeit abermals und diesmal im großen für ganz Deutschland vollbracht und geschaffen haben.

Friedrich V., der „Erwerber“, teilte leider sein Land am 19. Mai 1385,

wobei das neue Burggrafentum „oberhalb Gebürges“ an Johann III. fiel, welcher das soeben unrißene Gebiet von Kulmbach-Baireuth beherrschte: also Oberfranken mit Ausnahme des Bamberger Fürstbistums, zu dem der Franken- und Steigerwald und das Muggendorfer, Forchheimer und Mischgründer Gebiet gehören. Schon 1420 fiel das neue Fürstentum nach Johanns (des Alchimisten) Tode an dessen Nächstverwandten, Friedrich I., den Kurfürsten von Brandenburg, zugleich Burggrafen von Nürnberg, und blieb als großer Besitz vereint — von Ansbach bis über Berlin hinausreichend — bis 1486, da der tapfere Albrecht Achilles nach rühmlicher, aber sehdenreicher Regierung starb.

In dieser Zeit, 1430—1432, brach über Oberfranken, besonders aber übers Fichtelgebirge, die erste jener drei schrecklichen Perioden herein, welche dieses deutsche Land wie kein andres verwüsteten. Wir meinen die Verwüstung der Hussiten, welche mit feltner Gründlichkeit Städte, Schlösser, Klöster und Dörfer verbrannten und die Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern ausmordeten. Nach 120 Jahren, in dem sogenannten Albertinischen Kriege, brachte die Reichsacht, die gegen einen schlimmen Landesvater verhängt werden mußte, ähnliche Greuel über Oberfranken, und aber nach achtzig Jahren der Dreißigjährige Krieg noch ärgere.

Die Hussiten wüteten deshalb besonders furchtbar in Oberfranken, weil Friedrich I., der Markgraf von Brandenburg und Burggraf „ob Gebürg“ (d. h. Baireuth und Fichtelgebirg), ein spezieller Feind des Huß in Konstanz war und als Führer eines Reichsheeres in Böhmen eingedrungen war. Der Hussiteneinfall im Jahre 1430 verwüstete zuerst die heiligen Stätten und die Bürgerhäuser in Hof. Dann ging es über Kulmbach her, wo zuerst das Kloster auf dem Galgenberge verbrannt und die fliehenden Augustinermönche gefangen und „unter brechendem Eise“ zu Tode gemartert wurden. Am 7. Februar 1431 lag ein Aschenhaufen zu Füßen der Plassenburg; diese, dank der energischen Vorsicht des gebürgischen Hauptmanns Hartung von Egloffstein, war unerobert geblieben. „Bald aber fanden sich den Tauben gleich die geflüchteten Einwohner wieder auf der wüsten Stätte zusammen, die Bürgerschaft griff wieder zur Arbeit, den Adel zog es wieder heim zum erhobenen Fürstensitze, der Augustinerkonvent scharte sich um die neugeweihte Kirche . . .“ — Helmbrechts, Schauenstein, Weißenstadt, Münchberg, die Feste Wallenrode oder Berneck wurden zerstört, Bamberg kaufte sich los: Baireuth ward von Prokop um so leichter verbrannt, als seine Befestigung noch nicht ausgebaut war. Alles wurde ausgewüstet, ausgemordet. Nur am reichen Wunsiedel brach sich die Hussitenwut: „mehr an der Eichenkraft seiner Wehrmänner“ — sagt Hartwig Peetz in seinem etwas gesuchten Deutsch — „als an den marmornen Mauern der Stadt . . .“ der Sturm mit überzahlreichen Massen, der anderwärts die unentschlossene Furcht so leicht überwunden, wurde hier von Jobst von Schirnding und den braven Wunsiedlern — fünfzig fielen für den Heimatherd als Opfer — im Tigerkampf mit böhmischer Wut zum Schweigen gebracht. Begeistert von solcher kernhaltigen Mannesmacht, setzte der Burggraf den wachsamem Brackenkopf der Zollern blutgerötet ins Wappen der getreuen Stadt; die reckenhaften Blechschmiede aber verdankten den Sieg in deutscher Bescheidenheit dem Schutze der heiligen Katharina und richteten derselben einen Altar auf dem nächsten Berge empor.“ Die Ruinenkirche des Katharinenberges (580 m) bietet heute den schönsten

Aussichtspunkt der Gegend; wohl kein Besucher denkt daran, daß sie ein Denkmal des alten braven tapfern Bürgerfinnes ist.

Auch Kronach vermochte sich gegen die blutdürstigen Hussitenscharen zu halten: die Bürger selber verbrannten die Vorstädte, in denen des Prokopius oder Porcupels Wüteriche sich schon festgesetzt hatten, und vertrieben so den Landesfeind. — Außer Wunsiedel und Kronach und einigen Bergschlössern wurde so ziemlich alles im Marktgrafenlande „ob Gebürg“ niedergebrannt. . . . Nebenbei ist Schloß Hohenberg bei Selb die allereinzige Burgfeste des oberfränkischen Gebirgslandes, welche die Hussiten-, die Albertinischen und die Greuel des Dreißigjährigen Krieges ungebrochen, unzerstört überdauert hat.

Der große Besitz der Hohenzollern im 15. Jahrhundert zerfiel schon 1486 wieder. Nach dem von Albrecht Achilles letztwillig erlassenen Hausgesetz wurde wieder aufs neue geteilt: und zwar wurde das Kurfürstentum Brandenburg nun für ganze drei Jahrhunderte abgetrennt, ebenso das fränkische Nieder- oder Ansbacherland; Kulmbach-Baireuth, oder das Fürstentum „Brandenburg-Kulmbach“, fiel an den milden Sigismund, mit dessen Scheiden die guten Tage des Landes gleichzeitig auf lange Zeit ihr Ende fanden.

Sein Nachfolger Friedrich IV., der Verschwender und Romantiker auf dem Throne „ob Gebürg“, ward in einer Faschingsnacht von seinen schlimmen Söhnen Kasimir und Georg als ein „blödsinniger Alter“ entthront und eingekerkert. Doch muß er bei seinen Unterthanen mehr gegolten haben als bei seinen Söhnen; ein schönes edles Fräulein Babetta, vom Schirndinger Stamm, besuchte ihn als Trösterin, angeblich unter der Maske der Weißen Frau. . . ! Was Kasimir an Glanz und Pracht übrig ließ, verdarb sein berüchtigter Sohn Albrecht IV. Alkibiades, auch Albrecht Bellator oder der Krieger genannt. Für das Unterthanenvolk kamen aber jetzt nach den sieben fetten Röhren die mageren.

Trotz Annahme der Reformation diente der rohe Alkibiades eigentlich Gott und dem Teufel; wer besser zahlte, dem gehörte er; er schlug sich im bunten Wechsel erst für den Kaiser gegen Papst und Franzosen, dann gegen die Evangelischen für Kaiser und Papst, gleich darauf wieder mit Moriz von Sachsen gegen den Kaiser, und danach wiederum gegen Moriz und das ganze Reich; schließlich ward er Trabant und Soldnehmer beim — Franzosenkönig; dann packte ihn Gicht und sonstiges Gebreche, und der wilde Alkibiades dichtete — Kirchenlieder. Solch ein Fürst bekam natürlich dem Lande schlecht genug, ganz verderben konnte er es doch nicht, dank der Zähigkeit dieses altfränkischen, fleißigen, zähen Stammes, dessen Bürgerstand an Tamerlans Ameise erinnert: vierzigmal fällt diese vom glatten Steine herunter, aber schließlich erklimmt sie dessen Höhe — doch. Weil dem Alkibiades nicht gehalten wurde, was er im Passauer Vertrage (7. August 1552) zu erringen hoffte, überfiel er die Bistümer Bamberg und Würzburg, nahm Forchheim 1552 und verbrannte die Altenburg bei Bamberg (20. April 1553) nach furchtbaren Brandschagungen des Fürstbistums, dem er 19 Winter entriß. Als ihn dafür die Reichsacht trifft, sagt er lachend zu seinen Hauptleuten, nachdem er ihnen die Acht mitgeteilt: „acht und acht macht sechzehn, die wollen wir vertrinken.“

Die Reichsacht that freilich seinem Lande und Volke viel weher als ihm. Er wurde bei Sievershausen (9. Juli 1553) vom Herzog von Braunschweig, dem dort zwei Söhne getötet wurden, aufs Haupt geschlagen und flüchtete dann,

nach vielen Abenteuern, in Frankreichs Dienst hinüber. Im selben Jahre aber noch zog sein Todfeind, der Braunschweiger, vor Kulmbach, an der „kalten Marter“ — dort, wo 130 Jahre früher die Hussiten die Mönche ertränkt hatten, schlug er sein Zelt auf und beschloß Stadt und Feste.

„Unereschütterlichen Mutes verteidigt der getreue Johann von Bedwitz die Plassenburg — die Verteidiger der Stadt sehen sich aber bald auf die Vorstadt Kressenstein beschränkt; Meutereien unter den eignen Landsknechten auf der Feste beschwichtigt der Landgraf von Leuchtenberg, von St. Peters Turmkuppel wehrt sich das Geschloß gegen das feindliche Feuer — aber am Konraditag (26. November 1553) sieht die brave Bürgerschaft, durch den treulosen Abfall der Landsknechte und Reiter entmutigt, sich gezwungen, hinter die Wälle der Plassenburg sich zurückzuziehen.“ Drei Tage lang wird Kulmbach, ähnlich wie weit und breit das ganze Land, grauensvoll geplündert und bis auf etliche Häuser ganz niedergebrannt samt allen Kranken. Auch Bedwitz und seine hungernden Getreuen, die da trutzig zur Wehre sangen:

„Sollten wir alle froh sein,
Daß wir des Plassenweins los sein,
Denn kein Glück wollt' dabei sein“ —

selbst diese tapferen Franken zerreißen endlich, von Alkibiades und aller Welt verlassen, ihre Fahnen, am 22. Juni 1554, und ziehen ab. Die Plassenburg mit ihren mächtigsten Türmen und Thoren bricht der Feind mit eiserner Gewalt.“ Die Stadt drunten lag von Brand und Pest verödet, von 500 überlebten nur 75 Ehepaare das gräßliche Unheil, das der getreue Hirte Pfarrer Thiele (eines Bergmanns Sohn, 1518 geboren, gestorben 1576) als Augenzeuge der Nachwelt aufgeschrieben hat.

Albrecht Alkibiades war unterdes nach Frankreich geflohen; unterm Heiligtum einer französischen Gesandtschaft kehrte er zu seinem Schwager Karl von Baden zurück, wurde da siech und eine männliche Magdalena, wenigstens im Geiste, und starb am 8. Januar 1557 zu Pforzheim! Welch seltsamer Geist: Wüstling, tapferer Landsknecht und frumber Sänger in einer Person, aber freilich ein Landesvater der schlechtesten Sorte, so daß sein Volk ihm nachsang:

„O Markgraf, du ganz greulicher Mann,
Verderbet hast du manchen Mann,
Gemacht viel Witwen und Waisen.“

In dem Vernichtungskampfe, welchen die Bundstände gegen Albrecht Alkibiades führten, wurde Baireuth vom Burggrafen Heinrich Reuß von Plauen, der auch die Schlösser Wallenfels, Epprechtstein, Weißenstadt, Pegnitz und andre Plätze verbrannte, vom 3. Oktober 1553 an belagert und beschossen; daneben wurden alle Vorstädte nebst Schloß Birken niedergebrannt. „Heldenhaft wehrte sich die Stadt: Bürger Christoph Sturm focht bis zum letzten Hauche an der Spitze der Tuchmacher, also daß Heinrich grimmig ausgerufen: „Hundestadt! bist des Pulvers nicht wert, darum kauf' ich leicht eine neue! Hunger, heß' aus die Kleinfresser!“ Am 16. November gelang endlich der Sturm: „Wald und Wild, Roß und Rind wurde vernichtet, Gefild und Haus verwüstet, der wackeren Tuchknappen Stuhl, Wolle und Vorrat verbrannt. Daneben würgte die aus Leichen aufschleichende Pest in wenigen Wochen mehr als tausend Leben.“

Auch Hof litt argen Schaden. Heinrich Keuß belagerte und eroberte es zweimal. Das erste Mal verfuhr er glimpflich; nach deren Rückfall an den Alkibiades aber ließ er als Sieger seinem Grimm freien Lauf; gestand er doch selber zu, daß er „vor diesem Saustall 1300 Tote gelassen“. Er brach und schleifte darum Hof's Befestigungen und hinterließ auch hier die Pest, die 1554 in Hof über 1400 Menschen würgte. — Zuvor schon hatte der Bauernkrieg, namentlich auch im Frankenwalde, Land und Leute verheert.

Georg Friedrich, des Alkibiades Nachfolger, baut mit Reichshilfe die Plassenburg wieder auf, doch verscheuchte ihn die Furcht vor dem Gespenste der — Weißen Frau. Sein Nachfolger Christian vollendete die gewaltigen Bauten der neuen Plassenburg und verlegte die Residenz 1603 nach Baireuth, das er mit dem großen Schloßturme als Wahrzeichen versah, und das von nun an, nach manchem unsagbaren Leide, doch als schmucke Residenz des Fürstentums „ob Gebürg“ aufblühen sollte. — —

Im Beginne des Dreißigjährigen Krieges, dessen ganzen Verlauf Markgraf Christian, 1603—1655, erlebte (wie in Altbayern Kurfürst Max), erwarb Christian noch den nördlichsten Saum des Frankenwaldes mit den Herrschaften Lauenstein und Lichtenberg (mit Ludwigstadt, Tettau und Steben), und theilte sein Land in 13 Amtshauptmannschaften ab, welche erst 1795 durch Hardenberg in 18 Kammerämter umgestaltet wurden; zunächst aber schien es, als ob Pest, Feuer und Kriegsverheerung seine junge Residenz und sein armes Land vom Erdboden wegtilgen sollten. Das arme Baireuth stürmte zuerst ein Oberst Wallensteins, Namens de Grana, am 20. September 1632, welcher die Geiseln der Stadt zu Tode marterte, weil die Brandschatzung nicht voll erlegt war. Mantensel (1633) und Holt brandschatzten aufs neue die Stadt. „An dem erfolggekrönten Widerstand gegen den bayrischen Kämpen Johann von Werth brach der Männer äußerste Wehrkraft zusammen (16. August 1634). Das gräßliche Begehren des Freiherrn v. Wahl um Einlaß ist am Chore der Hauptkirche heute noch ersichtlich; nicht das Bett des Pestkranken ward mehr geschont; Wenige nur blieben am Leben, um daran zu verzweifeln. Wölfe ästen bereits innerhalb der Thore, nur verscheucht vom General Banér und seinen Schwedenscharen (1640), denen Franzosen unter Duebriant (1642) und andre Korps folgten.“ Die Stadt Hof ward gar im schrecklichen Kriege mehr denn dreißigmal von den feindlichen Parteien genommen und ausgezogen oder mit Feuer und Schwert verheert, ja in einem Jahre ward sie bei dreißigmal gebrandschatzt: fast jeder notable Führer des Dreißigjährigen Krieges plünderte die arme Hauptstadt des Vogtlandes gründlich aus.

Mit mehr Glück als Hof und Baireuth behauptete Kronach, die Hauptfeste des gleichfalls schauerlich verheerten Frankenwaldes, die Jungfrauschast vor den Schweden. „Im Jahre 1632 von diesen unter den Obersten Hasvert und Muffel (der auch die Plassenburg 1632 vergeblich beschloß) vom 17. Mai bis zum 7. Juni wiederholt angegriffen, warfen die Bürger den Feind wiederholt zurück. Leider gerieten bei dem letzten Ausfalle vier der mutigen Kämpfer in die Hände der Feinde, wurden von denselben lebendig geschunden und in die Erde vergraben.“ Die wackeren Kronacherinnen gossen siedendes Öl und Pech auf die Stürmenden und warfen die Bienenstöcke unter sie. — Auch Herzog Wilhelm von Weimar und seine Horden wurden 1633 und Bernhard

von Weimar 1634 glücklich zurückgeschlagen; doch blieb 1634 der „schwarze Tod“ auch in Kronach zurück, der grauigste aller Bürger. Von den denkwürdigen Schwedentagen sang Andreas Baier 1669 in seiner Heimchronik:

„O Kronach, o du edle Stadt,
Dein' Treu gar viel geholfen hat:
Denn wenn du wärest untreu g'west,
Ganz Bistum Bamberg hätt' sein' Rest.“

Bischof Melchior Otto von Bamberg verlieh 1537 der werten Stadt Kronach ein höchst ehrenvolles Wappen, das zwei geschundene Männer als Schildträger hat. Dem Bürgermeister und Ratsverwandten wurde ferner ein Ehrengewand spanischer Art verliehen, wie es damals nur in Köln und Nürnberg getragen werden durfte, dazu eine schwere goldne Kette mit dem Kaiser- und Bischofsbilde. Ferner erhielt die Stadt die Rittergüter Theißenort und Weißenbrunn. Zur Erinnerung an Not und Ruhm des Dreißigjährigen Krieges feiert die Stadt alljährlich im Juni ein großes religiöses Fest, bei welchem die Frauen und Jungfrauen, die in den Tagen der Not den Männern kämpfend zur Seite gestanden, den Vortritt haben. —

Kronach war wohl die einzige Stadt in Oberfranken, welche im Dreißigjährigen Kriege keinem Feinde die Thore und den Geldbeutel geöffnet hat. Von den größeren Orten des Fichtelgebirges zerstörten die Schweden und andre Horden (unter den hunderten von Dörfern, Schlössern und Städtchen) auch Schauenstein, Helmbrechts, Münchberg, Naila, Lichtenberg, Weidenberg, Auerbach, Regnitz, Himmelkron, Thierstein und Thiersheim.

Wie grauenhaft damals Krieg und Pest durch den Fichtelberg hin wüteten, bezeugen (außer jenen in Baireuth äsenden Wölfen) die Thatfachen, daß im ganzen Amte Thierstein im Jahre 1635, einschließlich des Amtmanns und Chronisten Nürnberger, nicht mehr als acht Personen am Leben geblieben waren, und daß in der Stadt Wunsiedel in den beiden Jahrgängen 1635 und 1663 nur je ein einzig Kind geboren wurde! Damals sang Paul Gerhardt auf die Kunde des Westfälischen Friedens hin mit Recht die hoffnungs- und seelenvollen Dankesworte:

Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenswort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Speiß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,

O Deutschland, und sing' Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!“

Wir eilen zum Schlusse. Der Siebenjährige Krieg berührte wohl den zum Bistum Bamberg gehörigen Teil des Frankenwaldes, das Markgrafentum mit Vogtland und Fichtelgebirge aber gar nicht.

Eine Hausgeschichte der prachtliebenden Markgrafen bietet dem Leser kein Interesse. Das wichtigste davon ist schon im zweiten Bande bei Baireuth und Ansbach erwähnt. Doch Eines sei unvergessen. Der letzte Markgraf Friedrich Karl Alexander von Baireuth und Ansbach, der am 20. Dezember 1791 sein Land an Preußen abtrat, war der Entartetste seines Stammes, trotz Kasimir und Alkibiades. Er verkaufte seine Landeskinder von Hof bis nach Ansbach an die Engländer als Kanonensfutter nach Amerika und verschwendete das Geld an seine Schlösser, Theater und Mätressen. Die Lady Milford ist keine

Phantasie Schillers, sondern sie war die Geliebte dieses Alexander des Kleinen in Ansbach. Auch die Szene am Schloßplaz dort, welche in „Kabale und Liebe“ der alte Kammerdiener erzählt, daß man auf die Widerspenstigen, die nicht nach Amerika wollten, Feuer gab, ist traurige Wahrheit: dieser „Landesvater“ schoß einmal zum Plaisir einen Kaminfeger vom Schornsteine herab, nur um zu sehen, wie komisch der „schwarze Kerl“ purzeln würde! Die armen Unterthanen sind doch gerächt; ihr Tyrann steht ewig auf dem Pranger, den ihm unser teuerster Patriot und Dichter errichtet hat: Friedrich Schiller.

Weißenstadt und Wunsiedel. Die Zentralmasse des Fichtelgebirges ist reich an ebenso bizarren wie malerischen Felsbildungen, von denen einzelne einen Weltruhm gewonnen haben; hier sind es die Gipfel selber, im Frankenwald dagegen sind es die Thäler, welchen die pittoresken Steinmassen bleibende Reize verleihen; in der Zentralgruppe herrscht, wie der Leser weiß, der Granit, im Frankenwald jüngere Lavas, Tuffe, Schiefer und Sandsteine. Aber gerade im alten Hercynischen Zentralgebiete um den Schneeberg herum erleidet die Sage von der „Unverwitterbarkeit“ der granitenen Erdfundamente einen harten Stoß. Hier im Herzen des ganzen Gebirges finden sich in den Flanken der drei schönsten Hochthäler jene Granitberge, welche anscheinend nur von den alten Titanen, beim Kampfe mit Zeus, etwa als beim Himmelssturme Berg auf Berg getürmt wurde, in jene Trümmer geschlagen werden konnten, welche der Wanderer so sehr bewundert. Hier breitet das weite Egerhochthal (Quelle am Schneeberg 738 m) um das gastliche Weißenstadt (637 m) zwischen den Ketten des Schneeberges (1097 m) und Waldsteins (913 m) sich aus, von deren Höhen die Felsmassen des Epprechtsteins (838 m), des Rudolfssteins (903 m) und der „Drei Brüder“ heute auf ein mooriges, einst wohl vergletschertes Land (Torfmoor Hölle 695 m) niedersinken, während durch alle Wälder heute das Hämmern von vielen Hunderten fleißiger Steinmehlen hallt. Auch das oberste Mainthal, das von Berneck (Main 400 m) über Bischofsgrün (647 m) zum Fichtelsee (800 m) zieht, und das zwischen Nußhard (1005 m), Ochsenkopf (1053 m) und Schneeberg eingeklemt ist, trägt namentlich auf dem erstgenannten Gipfel und in der Flanke des zweiten, an der Weißmainquelle (913 m), gewaltige bewundernswerte Granitfelsmassen. Auf diesen Stätten, wo einst die alten Heiden kannibalische Opfer brachten, tafeln jetzt gern die Alpenvereiner und Forstmänner, welche auch diese Berghöhen für die Besucher mit Zufluchtsstätten und sonst Nötigem ausstatten.

Das liebliche Wunsiedler Hochthal aber, das zwischen dem Schneebergzuge, der Platte und Kößleine die Kößla, ein Zufluß der Eger, durchfließt, trägt im Zuge der Kößleine das bekannteste aller Fichtelberger Felsgebilde, die Luxburg (802 m hoch). Hierüber schrieb der berühmteste aller deutschen Dichter schon vor fünfzig Jahren: „Unter den verschiedenen Abteilungen des Fichtelgebirges macht sich besonders merkwürdig ein hoher langgestreckter Rücken, von alten Zeiten her Luxburg genannt und von Reisenden häufig besucht wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und getürmter Felsmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkrochen, nun aber, durch architektonische Gartenkunst, spazierbar und im einzelnen beschaulich gefunden. Diese